

Leseprobe - Der Lichtsinger

Widmung

„Für die Töchter, die keine Vögelchen sein wollten. Für Mütter, die uns trotzdem so riefen.“

Der Song

Wenn ich die Augen schließe
seh ich den Strand
Wellen aus Dreck
Salzig und blind
ihr Haar im Wind

Und wenn ich träume
halt ich Sand
halt ich Glut
halt ich sie

Wenn ich meine
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen schließe

Alles was ich hören kann
Meer und Wellen
dunkel und weit
Stein in meiner Faust
Und wenn ich nicht leben kann

Oh, will ich nur sein
wo du warst
wo mich nichts bricht
Wenn ich meine Augen

Wenn ich meine Augen schließe

Wenn ich meine Augen
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen
Wenn ich, Wenn ich, Wenn ich
Wenn ich meine Augen
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen

Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine Augen schließe

Kapitel 1 Das Haus aus Licht und Schweigen

1986 - Kiepenbrook, ein kleiner Ort an der Ostseeküste. DDR

Der Sand ist noch warm von der Sonne. Das Wasser der Ostsee schwappt um meine Knöchel, während ich am Ufer entlanglaufe. Das Meer kommt und geht. Ein Spiel, das nur wir beide verstehen.

Meine Brottasche baumelt an meiner Seite. Heute ist sie mein Schatzbeutel. Omi gab sie mir mit einem Zwinkern: „Für deine Fundstücke.“ Jetzt steckt sie voller Treibholz, Muscheln, Federn. Kleine Geschenke des Meeres.

Ich drehe mich im Kreis, lasse das Wasser gewähren. Plötzlich stoße ich gegen etwas Festes.

Ein Junge.

Älter als ich, mit dunklen Haaren, die ihm in die Stirn fallen. Er steht da, schaut aufs Meer. Sonst nichts. Die untergehende Sonne malt sein Gesicht in warmes Orange.

Ich platsche mit den Füßen, hüpfе und hoffe, dass er mich bemerkt.

Nichts.

„Wer bist du?“

Seine Schultern zucken. „Egal.“

„Wo wohnst du?“

„Bei Opi.“

Ich folge seinem Blick zum Nachbarhaus von Omi.

Er legt den Zeigefinger an den Mund. „Schhhh.“

„Warum?“, frage ich flüsternd.

„Dort, ganz hinten, wo sie ins Wasser taucht, sterben Seefahrer. Nix für kleine Mädchen.“

„Ich bin schon groß.“ Ich strecke ihm meine Hand entgegen, zeige meine Finger. Wie viele braucht man, um groß zu sein? Besser ich nehme einen mehr.

Gemeinsam schauen wir zu, wie die Sonne langsam im Meer versinkt. Die Wellen flüstern Geheimnisse. Viele.

„Da! Jetzt taucht sie ein.“ Er klatscht in die Hände. „Und was sag ich?“

Ein Schauer läuft mir den Rücken runter. „Aber wieso sterben die Leute denn?“

„Müssen sie nicht, können sie aber. Kinder müssen ganz still sein.“

Er legt den Finger an die Lippen, bleibt steif stehen, schaut kurz zur Düne, dann wieder aufs Wasser. Ich weiß nicht, warum er so ernst ist.

„Aber wenn nicht? Was dann?“

„Frag ich mich auch. Es gibt Patrullen, die halten die Leute auf. Man muss schnell und schlau sein.“

Ich schaue ihn an. Was weiß er, was ich nicht weiß?

„Dana, komm sofort ins Haus.“

Mama ruft wieder. Die Stimme fliegt hart über den Strand. Ich zucke zusammen. Sie steht am Haus. Ich bleibe bei Omi. Es soll schön werden, fühlt sich aber nicht so an.

„Lauf schon zu ihr“, sagt er.

Ich hole den Hühnergott aus der Tasche, halte ihn ans Auge. „Ich seh sie nicht. Nur dich. Und jetzt die Sonne.“

„Darf ich auch mal durchgucken?“

Mama steht da, die Hände in die Hüften gestemmt. Ihre Mimik verfinstert sich. „Dana. Nu mach schon, Vögelchen. Ich muss los.“

„Jaaa“, brülle ich gegen den Wind.

„Fräulein Linneweber, ich ruf dich kein weiteres Mal. Du kennst die Regel.“

Etwas in mir kribbelt. Ich will noch bei dem Jungen bleiben, mehr erfahren, aber Mamas Stimme ist scharf. Sie steht in der Düne, neben dem Weg zu Omis Haus. Der Wind zerrt an ihrem Kleid, das sonst nie flattert. Ihre Finger krallen sich am Taschenriemen fest, als wollte sie etwas halten, das schon wegrutscht.

Ihr Ton klingt, als wäre es ein normaler Abschied. Aber ihre Augen? Müde von einem Streit, den sie allein ausficht. Neben ihr: Omi. Wie ein Felsen, der nichts sagt, aber alles sieht.

„Sie klingt sauer“, sagt der Junge.

„Wie 'ne Truzine.“

„Wie was?“

„Ne Truzine.“ Was auch immer das ist, es klingt stachelig.

„Kein Plan, was du meinst. Geh lieber, bevor sie noch saurer wird.“

„Wollen wir morgen zusammen spielen?“

„Vielleicht nur kurz. Geht früh los.“

„Wohin?“

Er deutet zum Horizont.

„Du stirbst?“

Er hebt den Finger an die Lippen. „Schhh! Ich sterbe nicht, versprochen.“

Ich grinse, renne die paar Schritte den Strand hinauf und greife nach einer Möwenfeder im Sand. Weiß mit grauem Rand. Weich und leicht wie ein Versprechen.

Als Friedensangebot strecke ich Mama die Feder hin: „Für dich. Hab ich gefunden.“

Sie sieht sie kaum an. „Aber Vögelchen, Möwen übertragen Krankheiten. Hörst du nie zu, wenn ich dir was sage?“

Mama stöhnt, wendet sich ab und geht zum Haus. Ihre Worte klingen nach verbeultem Blech, an dem selbst der Hammer verzweifelt. Hart, hohl, ohne Wärme. Und da passiert es. Leise, kaum merklich. Kein Krachen, nur ein Knacken. Tief drinnen. In mir.

Die Feder tanzt im Wind. Ich wünschte, sie hätte sie genommen. Oder hingeschaut. Nur kurz.

Sie wandert sie in meinen Schatzbeutel. Der Wind raschelt wie altes Papier, Möwen kreischen. Aber ich höre nur mein Herz.

Der Junge steht noch da. Genau dort, wo die Wellen verlaufen. Wie ein kleiner König zwischen Meer und Horizont. Breitbeinig. Für einen Moment scheint sein Gesicht zu leuchten.

Dann dreht er sich um, wedelt mit den Armen. „Du meinst ’ne Zitrone, oder?“

Meine ich. Eine stachelige Truzine.

Er winkt. Kein Lächeln, kein Wort. Nur das.

Mama und Omi warten. Langsam, zögerlich schlendere ich auf sie zu.

„Ich hab dich dreimal gerufen, Dana“, sagt Mama. Ihre Stimme pickt. Nicht laut, aber spitz genug, dass sie an meiner Kleidung hängen bleibt.

Ihre Lippen sind schmal, die Stirn glänzt, als hätte sie zu lange nachgedacht.

„Ich hab ihm–“

Ihr Blick streift mich. „Jetzt nicht. Du weißt doch, dass ich gleich los muss.“

Omi legt kurz die Hand auf Mamas Rücken. „Wen meinst du?“, fragt sie leise.

„Den Jungen“, antworte ich. „Den dort am Strand. Wollte morgen früh mit ihm spielen.“

„Aber das kannst du doch“, sagt Omi.

Mamas Augen verengen sich. „Hansen hat Besuch?“

„Kann ich eben nicht. Morgen früh sind sie weg. Ganz früh.“

„Nach Hause zurück?“

„Nein, über das Meer.“

Keiner sagt etwas. Auch Omi nicht. Ihre Schultern wirken wie aus Holz geschnitzt.

„Was hat er noch gesagt?“, fragt Mama leise.

„Er muss still sein. Dass die Sonne untergeht und Leute dabei sterben können. Wie Seefahrer.“

Mama presst die Lippen zusammen.

Omi schaut zum Nachbarhaus. Lange. „Vergiss es sofort. Zu niemandem ein Wort. Es ist wichtig, Dana.“

Mama atmet tief durch. „Dana“, sagt sie leise, „du bleibst bei Oma. So ist es abgesprochen.“

Meine Finger klammern sich um den Lederriemen.

Mama dreht sich weg, geht zum Wagen. Nur ihr Rücken, ihr Schweigen.

Der Trabbi jault auf. Weg ist sie.

Am liebsten möchte ich hinterherlaufen, aber Omi zieht mich zu sich, legt die Hand auf meine Schulter. Ich lehne mich kurz an sie. Sie riecht nach Lavendel, Salz und etwas Warmem, das ich nicht benennen kann.

„Warum mag sie mich nicht?“

Omi beugt sich herab, wischt meine Tränen von der Wange. „Sie muss arbeiten. Ganz viel.“

Mit einem Ruck schlage ich ihre Hände weg und stapfe in das alte Kapitänshaus. „Meine Horterzieherin sagt, das kann sie hier auch.“

Drinnen riecht es nach Apfel und Linoleum. Im Fernsehen läuft die Aktuelle Kamera. Herr Wasserkocher pfeift.

Omi macht mir eine dampfende Tasse Kamillentee und reicht sie mir. Ich sehe aus dem Wohnzimmerfenster. Zum Strand. Er steht noch dort.

Der Junge.

Ich schaue zum Hühnergott in meiner Hand, drehe ihn. Dann setze ich ihn ans Auge.

„Was wenn er Morgen stirbt?“

Omis Finger schiebt sich unter meinem Kinn. „Er stirbt nicht. Na los. Lauf hin. Ich stelle den Tee warm.“

Sofort stürme ich zur Haustür, renne zum Strand.

„Hier, den schenk ich dir. Pass gut auf ihn auf, ja?“

Er schaut erst den Stein an, dann mich, als müsse er fragen, ob das erlaubt ist. „Wirklich?“

Ich nicke. „Klar doch. Der ist echt nützlich für Seefahrer und so. Wenn du durch das Loch durchguckst, siehst du alles, was sonst keiner sieht.“

Er nimmt den Hühnergott nicht einfach. Er hält ihn erst in der offenen Handfläche und starrt darauf, als wäre es ein lebendiges, kostbares Ding. Dann presst er ihn gegen seinen Pullover, genau über dem Herzen, und hält ihn dort fest, die Augen geschlossen.

Erst danach blinzelt er durch und grinst. Zwei Schneidezähne fehlen. „Das ist 'ne Wucht. Ich seh's jetzt“, murmelt er.

Ich mag, wie er das sagt. Nicht laut, nicht für alle. Nur für mich. Mein Herz wird ganz groß und dann ganz klein.

„Mit dem brauchst du morgen keine Angst haben“, flüstere ich.

Er nickt. Dann schaut er zum Wasser. Still, mit diesem Blick, der weiter reicht, als ich es jemals bei jemandem gesehen habe.